

(Nachdruck verboten.)

## Der letzte Tag eines Verurtheilten.

4) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

Das waren also vor mir die Bewohner dieser Zelle. Ein Fieberhauer überließ mich bei dem Gedanken. Hier auf demselben Boden, wo ich stehe, haben sie ihre letzten Gedanken gedacht, diese blutigen Mörder! In diesem engen Viereck gingen sie hin und her wie wilde Bestien in einem Käfig. Einer kam schnell nach dem anderen. Diese Zelle steht wahrscheinlich nie leer. Das Lager ist noch warm, auf dem sie gelegen, und ich bin ihr Nachfolger. Nun, ich werde bald ihr Gefährte auf dem Kirchhof von Clamart sein, wo das Gras so üppig wächst.

Ich habe weder Visionen, noch bin ich abergläubisch: wahrscheinlich haben all diese Gedanken einen Fieberanfall erzeugt. Denn während ich so träumte, war es mir plötzlich, als seien die Namen der Verbrecher mit Flammschrift auf der schwarzen Mauer geschrieben. Ein Brausen, das immer stärker und stärker wurde, erfüllte meine Ohren, und ein röthliches Licht schimmerte vor meinen Augen. Dann schien sich die Zelle mit Menschen zu füllen, mit seltsamen Menschen, die ihren Kopf in der linken Hand trugen und zwar hielten sie ihn am Munde gepackt, weil er keine Haare mehr hatte. Alle drohten mir mit der Faust, nur der Vaternörder nicht.

Schauernd schloß ich die Augen, und nun sah ich Alles noch deutlicher.

Traum, Vision oder Wirklichkeit: ich würde verrückt geworden sein, wenn nicht eine Berührung mich gerade zur rechten Zeit aufgeweckt hätte. Ich war nahe daran, umzufallen, als ich über meinen nackten Fuß einen kalten Körper und behaarte Beine hingleiten fühlte. Es war die Spinne, die ich verschreckt hatte, als ich das Netz abriß.

Das hat meine Bahnvorstellung verjagt. O die furchtbaren Gespenster! Nein, es war Dunst, eine Einbildung meines leeren, fiebernden Hirnes. . . . Die Todten sind todt, diese da besonders! Sie sind im Grabe wohl einquartirt. Aus diesem Kerker kann man sicherlich nicht entspringen. Wie kommt es denn nur, daß ich mich so sehr habe fürchten können?

### XIII.

Ich habe dieser Tage ein schreckliches Schauspiel gesehen.

Staum war es Tag geworden, als im ganzen Gefängniß Lärm entstand. Ich hörte, wie die schweren Thüren geöffnet und wieder geschlossen wurden, wie die Kiegel und die Vorlegehämmer kreischten, wie die Schlüsselbunde an den Gürteln der Schließer klirrten, wie die Treppen unter den eiligen Schritten erdröhnten. Ich vernahm Stimmen, Aufruf und Antwort auf den langen Fluren. Meine Zellen-Nachbarn, die zum Zuchthaus Verurtheilten, waren heute fröhlicher als gewöhnlich. Ganz Vicetre schien zu lachen, zu singen, zu laufen und zu tanzen.

Ich allein blieb bei diesem Lärm ruhig. Da ich nicht wußte, was er zu bedeuten hatte, lauschte ich aufmerksam.

Ein Schließer ging vorüber.

Ich wagte es, ihn anzurufen und fragte ihn, ob ein Fest im Gefängniß gefeiert würde.

„Fest — wie man's nehmen will“, antwortete er. „Heute schließt man die Sträflinge in Eisen, die morgen nach Toulon abgehen sollen. Wollen Sie sie sehen? Das wird Sie unterhalten.“

Ein Schauspiel, so widerlich es auch sein mag, betrachtet der Gefangene immer als eine Glücksgabe. Ich nahm also die Einladung an.

Der Schließer traf die gewöhnlichen Vorichtsmaßregeln. Dann führte er mich in eine kleine leere Zelle mit einem Gitterfenster. Es war ein wirkliches Fenster, das sich in Brusthöhe befand, durch das ich wirklich den Himmel sehen konnte.

„Von hier aus können Sie Alles sehen und hören“, sagte er mir. „Sie sind allein in Ihrer Loge, wie der König.“

Dann ging er hinaus, schloß hinter mir ab und schob die Kiegel vor.

Das Fenster ging auf einen viereckigen, ziemlich geräumigen Hof, den ein großes Gebäude von Quadersteinen von sechs Stockwerken wie eine Mauer von allen vier Seiten umschloß. Das Auge kann nichts Widerwärtigeres und Dederes sehen als diese vier Wände mit den zahlreichen Gitterfenstern, an die sich von unten bis oben abgemagerte und bleiche Gesichter schmiegen, eins über das andere gedrängt, wie die Steine einer Mauer, und durch die Kreuzungen der Eisenstangen wie eingerahmt. Es waren die Gefangenen, die dem Vorgange zuschauten. Die darauf warteten, selbst eines Tages darin mitzuwirken.

Sie gafften schweigend auf den noch leeren Hof. Unter den stumpfen und stummen Gesichtern blitzen hier und da ein paar lebhaft Augen wie Feuerfunken auf.

Das Viereck des Gefängnisses, das den Hof umgiebt, schließt nicht ganz zusammen. In der östlichen Ecke sind die beiden Flügel durch ein eisernes Gitterthor getrennt, das auf einen zweiten, kleineren Hof geht, der auch von düstern Mauern und Giebeln umschlossen ist.

Rings um den ersten Hof laufen steinerne Bänke. In der Mitte steht eine eiserne oben gekrümmte Stange für eine Laterne.

Es schlug zwölf Uhr. Ein großes Thor in einer Vertiefung in der Mauer (bisher hab ich es nicht bemerkt) wird rasch aufgestoßen. Ein Karren, von schmutzigen und jämmerlich aussehenden Soldaten in blauen Uniformen mit rothen Epauletten und gelben Behrgehängen eskortirt, fuhr raselnd in den Hof. Es klang wie altes Eisenwerk.

Es waren die Eisen der Zuchthaussträflinge!

Im selben Augenblick, als ob dieser Lärm allen Lärm im Gefängniß weckte, brachen die Zuschauer an den Fenstern, die bis dahin ruhig und stumm sich verhalten hatten, in ein Freudengeheul aus, saugen Gassenhauer, stießen Drohungen und Flüche aus und lachten, daß einem die Ohren gelstten. Man glaubte, Teufelsrafen zu sehen. Jedes Gesicht schien eine Grimasse, alle Fäuste streckten sich zwischen den Gittern hervor, alle Stimmen heulten, alle Augen sprühten. Ich wunderte mich, noch so viel Funken unter dieser Asche wieder ausleuchten zu sehen.

Inzwischen machten sich die Vagno-Aufseher ruhig an ihre Arbeit. Einige Neugierige standen auch da, die aus Paris gekommen waren. Man erkannte sie an ihrer Kleidung und an ihrem Schreden. Einer der Vagno-Aufseher stieg auf den Karren und warf seinen Kameraden die Ketten zu, die Halsbänder für die Reise, und ganze Packen von Leinenhosen. Dann theilten sie sich in die Arbeit. Die einen bereiteten in einer Ecke des Hofes die langen Ketten aus, die anderen legten auf dem Pflaster die Hemden und Hosen zurecht. Die übrigen untersuchten scharfsichtig unter der Aufsicht ihres Vorgesetzten, eines kleinen stämmigen Greises, die Halseisen, die sie zur Prüfung auf das Steinpflaster schlugen, daß die Funken sprühten. Das alles geschah unter den spöttischen Zurufen der Gefangenen, deren Stimmen nur durch das schallende Gelächter der Vagnosträflinge übertönt wurden, für die diese Zurüstungen gemacht wurden. Man sah sie an den Fenstern des alten Gefängnisses stehen, das auf den kleinen Hof geht.

Sobald die Zurüstungen beendet waren, gab ein Herr, der einen Rock mit Silberstickereien trug und den man den Herrn Inspektor nannte, dem Gefängnißdirektor einen Befehl.

Einen Augenblick später warfen zwei oder drei niedrige Thüren fast zur selben Zeit, wie von einem Windstoß getrieben, einen Schwarm von schmutzigen, heulenden und zerlumpten Menschen heraus. Es waren die Zuchthaussträflinge.

Bei ihrem Eintritt verdoppelte sich das Freudengeheul an den Fenstern. Einige unter ihnen, die schon eine gewisse Berühmtheit im Vagno erlangt hatten, wurden mit Juruf und Händeklatschen empfangen, was sie mit einer stolzen Bescheidenheit aufnahmen. Die Meisten hatten Hüte auf, die sie selbst aus dem Stroh ihrer Zellen verfertigt hatten. Die Hüte hatten jeder eine andere Form, damit in den Städten, durch die man kam, die Aufmerksamkeit auf den Träger des Gutes gelenkt würde. Jene wurden noch mehr beklatscht. Einer besonders erregte unmäßigen Beifall, ein junger Mensch von siebzehn Jahren, der ein Gesicht wie ein junges Mädchen

hatte. Er kam aus dem Gefängniß, wo er in Einzelhaft seit acht Tagen saß. Aus seinem Strohbündel hatte er sich eine Kleidung gemacht, die ihn von Kopf bis zu Fuß einhüllte. Als er in den Hof eintrat, schlug er mit lautenartiger Gewandtheit ein Rad. Es war ein Gaufler, der wegen Diebstahls verurtheilt war. Da wurde wie rasend in die Hände geschlagen und vor Freude geschrien. Die Zuchthäusler antworteten darauf.

Es war etwas Fürchterliches um diesen Austausch von Heiterkeitsausbrüchen zwischen den wirklichen Zuchthäuslern und denen, die es werden wollten. Die „Gesellschaft“, durch die Schließer und die erschrocken Besucher vertreten, war vergebens da — das Verbrechen lachte ihr ins Gesicht. Aus der schrecklichen Strafe wurde ein Familienfest gemacht!

Truppweis stieß man sie durch zwei Reihen von Wagnowächtern in den kleinen Hof, wo die Aerzte zur Untersuchung da waren. Dort machten alle eine letzte Anstrengung, um nicht transportirt zu werden, indem sie irgend ein Leiden angaben, kranke Augen, ein lahmes Bein, eine verstümmelte Hand und dergleichen mehr. Aber fast immer hielt man sie für den Wagnowächter kräftig genug und dann fand sich jeder ruhig in sein Schicksal und vergaß in wenigen Minuten seine vorgeschützte „langjährige“ Krankheit.

Die Gitterthür des kleinen Hofes wurde wieder geöffnet. Ein Wächter rief alphabetisch die Namen auf, und dann ging einer nach dem anderen hinaus. Jeder Sträfling stellte sich in einer Ecke des großen Hofes auf, neben einem Gefährten, dem er zufällig in der alphabetischen Reihenfolge der Nächste ist. So sieht sich jeder auf sich selbst beschränkt; jeder trägt seine Kette für sich, Seite an Seite mit einem Unbekannten; und wenn zufällig ein Sträfling einen Freund hat, so trennt ihn die Kette von ihm. Das ist das äußerste Unglück!

Als ungefähr dreißig von ihnen hinausgeführt waren, schloß man die Gitterthür. Ein Wagnowächter ordnete sie mit einem Stoß in Reih und Glied, warf vor jeden ein Hemd, eine Jacke und ein Beinkleid von grober Leinwand, gab dann ein Zeichen und alle fingen an sich auszukleiden. Ein unerwartetes Ereigniß änderte in diesem Augenblick diese Erniedrigung in Lortur.

Bis jetzt war das Wetter leidlich schön gewesen, und wenn auch der Oktober-Nord-Ost für genügende Kälte sorgte, so zerriß er doch von Zeit zu Zeit hie und da die grauen Wolkenschleier des Himmels und ließ einen Sonnenstrahl durch. Aber kaum hatten die Sträflinge sich ihrer Gefängnißklumpen entledigt, als im Augenblick, wo sie sich nach der peinlichen Untersuchung der Wächter und den neugierigen Blicken der Fremden boten (die sich um sie herumdrängten, um ihre Schultern zu besichtigen), der Himmel schwarz wurde, ein kalter Herbstregen plötzlich fiel und sich in Strömen auf den viereckigen Hof, auf die entblößten Köpfe, auf die nackten Glieder der Zuchthäusler, auf ihre elenden Kleider entlud, die auf dem Pflaster ausgebreitet lagen.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

„Es ist eine Frage, ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, gerade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an dem es sich stößt.“

Diesen Ausspruch findet man in den politischen Bemerkungen von G. Chr. Lichtenberg. In wenigen Tagen werden gerade hundert Jahre vergangen sein, seit Lichtenberg, menschlichen, gestorben ist. Aus Anlaß dieses Gedenktages werden im deutschen Zeitungswald wiederum die üblichen Psalmen erklingen. Auch rechtsradikale Stimmen werden ertönen; und trotzdem sie jahraus, jahrein die Geister zu knebeln sich bemühen und dem autoritären Terrorismus sammt Knochenpeitsche und Stockprügeln huldigen, werden sie das erbauende Sprüchlein bereit halten: Wer an seinen Lessing sich erinnere, sollte zugleich auch Lichtenberg's gedenken, des scharfsinnigen Geistes, des bedeutenden Satirikers, des Schriftstellers, der im verwachsenen Körper einen aufrechten, freien und kühnen Geist besaß. Lichtenberg kränkelte immer und wurde nicht sehr alt. 1742 wurde er in der Nähe von Darmstadt geboren. Sein schriftstellerisches Lebenswerk kennt kein weit ausgeführtes, geschlossenes Buch. Ideen, Grundsätze und Einflüsse sind meist in knapper aphoristischer Form abgefaßt. Aber nicht selten verrathen sie den einsamen, durchaus selbständigen Denker.

Hätte ein moderner Geist die Eingangs erwähnte politische Bemerkung gethan, es wäre nicht so wunderbar, denn der wäre schon auf viele Vorarbeit gestoßen. Aber Lichtenberg's Satz ist nahezu 120 Jahre alt, und damals schon tauchte der merkwürdige Gedanke

auf, ob man die Gesellschaft nicht für die Sünder, die an ihrem Leibe wachsen, verantwortlich machen müsse, ob nicht die rächende Gesellschaft dem Kinde gleiche, das den Stuhl schlägt, an dem es sich stößt? Und bei Lichtenberg handelt es sich um ein Kapitalverbrechen, um das blutigste, das es giebt.

Aber was die Gesellschaft auch um unergleichlich Geringeres vollbringen kann, das haben wir an dem bürgerlichen Rechtspruch zu Dresden erfahren. Das war ein Rechtspruch, der mit jähem Schein eine ganze Weltanschauung beleuchtet. Vom Verantwortlichkeitsgefühl der Gesellschaft entfernt man sich immer mehr. Wenn irgend ein Kraftmeier über weidmüthige Humanitätsduselei spottet, das möchte noch eher hingehen. Aber daß so allmählig aller idelle Zusammenhang zwischen der Gesellschaft und den Ausschreitungen innerhalb dieser Gesellschaft verloren geht, daß die bürgerliche Gesellschaft im Majestätsbewußtsein förmlich den niederschlagen möchte, der die Hand wider sie erhebt, und sei's auch nur in begreiflicher Erregung, das sticht als zeitgeschichtliches Document aus den Dresdener Geschichtsbüchern hervor. Es hat sich herausgestellt, daß die Löbtauer Prügelei nichts mit irgend welcher Parteiverzerrung zu thun habe, daß der härtest bestrafte Rädelsführer nicht einmal „Gewerkschaftler“ war. Also drängt sich der Parteistandpunkt nicht direkt zwischen die Thäter und die Bürger, die über diese That zu Gericht saßen. Am so bezeichnender für die Isolirung der Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, die Gefühl, lebendige Sprache und Anschauung der arbeitenden Masse nicht recht mehr begreift, die sich so losgelöst, so selbstherrlich zu betrachten gewöhnt ist, daß sie keine gemeinsame Schuld, kein gemeinsame Verantwortung mehr anerkennt. Wenn ein Student ein Nothheitsvergehen verübt, so wird auch der Nam, der die bevorzugte Stellung des akademischen Bürgers nicht anerkennt, auf die Mängel der gesellschaftlichen Erziehung Rücksicht nehmen können. Er wird bedenken, in welcher Sphäre das Bürgchen aufgewachsen sei, wie seine Selbstherrlichkeit gehätselt und verzärtelt worden war und wie der unerfahrenen Jugendmuth überdies leicht zur Ueberhebung neige. Aber andererseits denkt man an kein gesellschaftliches Verschulden, sowie es sich um ein Nothheitsvergehen aus proletarischer Menge handelt. Man zieht kaum in Betracht, wie mannigfach der proletarische Mensch gedemüthigt und gereizt worden sein könne; von Unternehmern, wie von deren Zwischenbeamten. Man erwägt nicht, wie viel Mißthuld die Gemeinschaft an geistiger Vernachlässigung, an rauher Sprache, an überheftigen Ausdrück habe, der in verfeinerter Umgangsform vermieden wird; man denkt eben: das ist ein Barbar und man darf sich von ihm der barbarischen Gemüthsart versehen. Er soll uns fürchten lernen; sonst haben wir nichts gemein mit ihm.

Wie auf den Schlag der Gegenschlag folgt, so regt sich darum instinktiv ein anderes Gemeinheitsgefühl; es ist gewiß wieder nicht eng an eine Partei gebunden; es reicht bis zu den geistigen Arbeitern, die vielleicht vor Nothheitsvergehen ein ganz anderes Unbehagen empfinden, als die Angehörigen bemittelte Bourgeoisie, die aber das Verständniß dafür nicht verloren haben, wie es zu erklären, wie zu verstehen sei. Wenn es selbst offiziösen und halb-offiziösen Journalisten innerlich bange wird, so kann man ermessen, wie weit die Wirkung des Dresdener Prozesses reicht. Was proletarische Empfindung selber vermag, das wird sich im Ergebnis der Sammlungen für die Familien der Verurtheilten ausprägen.

Ja, die patriarchalische Geistesrichtung, auf die Herr v. Miquel, der einst so freie, jungthüm anspielte, wird sich trotz aller dralonischen Strafen nicht wieder mehr einführen lassen. Wen sollte es auch reizen, sich in ein patriarchalisches Verhältniß einzufügen, wenn er immer und immer wieder von Zucht und abermals Zucht hört! Den Großgrundbesitzern Ostelbiens, die im Landtag so herzbeweglich über Arbeitermangel klagen, wird es freilich fatal sein, daß die Landarbeiter ihre Lage nicht mehr so fatalistisch, so sehr ergeben in ihr Schicksal, betrachten. Der Fatalismus, die Ergebenheit, das gehört eben zur patriarchalischen Zucht im Miquel'schen Sinne. Was über Dich verhängt wird, trage; denn niemand meint es so wohl mit Dir, wie Dein Zuchtmeister, Dein Vater. Und Minister Hammerstein-Lortzen fügt in geheimer Verdrossenheit über die moderne Schule noch hinzu, daß den Kindern nicht die richtige Liebe zum patriarchalischen Leben auf dem Lande und zum landwirtschaftlichen Beruf eingeimpft werde. Die Dorflehrer sind im Allgemeinen wirklich keine Trughelden. Aber wie kann sich Herr v. Hammerstein erbosen, wenn er von den Lehrern spricht, die die Geistesrichtung der bäuerlichen Bevölkerung schädlich beeinflussen. Ja, noch mehr mußten die armen Lehrer einstecken! Der Hochmuthsteufel hat sie gepackt und läßt sie nicht los. Der niedersächsische Bauer lebt mit seiner Ruh und seinen Hausthieren unter e i n e m Dache. Das hat seiner Ehre nie Eintrag gethan. Der Lehrer aber schämt sich bereits. Der Begehliche will einen eigenen Stall für sein Vieh haben, und so verdirbt er durch sein Beispiel alte Sitteneinstalt.

Es ist ja wahr, der Typus des niedersächsischen Bauernhauses weist den einheitlichen Grundriß auf, wonach Wohn- und Stallräume unter e i n Dache gebracht sind. Ist aber der Niedersächse der einzige Träger bäuerlicher Kultur in Deutschland? Das fränkisch-thüringische, wie das schwäbisch-alemannische Bauernhaus in Mitteldeutschland, Süddeutschland, Deutschösterreich und der Schweiz dürften frühzeitig eine reichere Gliederung aufweisen. Gut, das geschah unter anderen wirtschaftlichen Bedingungen und sogar bei gesteigerten

ästhetischen Bedürfnissen. Soll man aber jemanden darum schelten, weil er aus primitiveren Kulturerscheinungen nach höheren drängt? Nicht um Ehre und Schande handelt es sich; sondern um Zuverlässigkeit und neue Regsamkeit, neues Bedürfnis.

Die Hygiene im Bauernhaus; das allein wäre ein Kapitel, über das ein erfahrener Landarzt die seltsamsten Dinge zu erzählen wüßte. Wenn nun ein Dorfschullehrer, der gewiß nicht hochherrschaftliche Gelüste hat, für sich und sein Haus ein bischen freiere Luft verlangt, wenn er nicht die kondensirten Stalldüfte direkt einathmen will, giebt er darum ein böses Beispiel?

Kann mit dem immerwährenden Verweis auf alte Tugenden, Tugenden, die der Noth und der Beschränkung entsprungen, das Miquel'sche Wort erfüllt werden: Die Landwirtschaft muß das Bestreben haben, sich ihre Leute zu erhalten? Welcher Doppeltanz! Einmal die patriarchalische Sucht, die doch im Sinne der Ostelbier nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, und dann die Ermahnung an die Landwirtschaft, milde zu sein und durch Liebe zu binden! Herr v. Hammerstein spricht wenigstens vom niedersächsischen Bauer auf seiner Scholle. Der hat doch noch eine Heimath und ist im Allgemeinen ein stolzer Mann. Wie aber im Osten? Woher sollten scheue und verschüchterte Diensthoten „inmitten der patriarchalischen Sucht“, mit der sie gelenkt werden, das stolze Heimathsgelübde bewahren.

Lichtenberg, von dem zu Anfang hier erzählt wurde, hat den Großbüchern, die unter allen Umständen den nationalitätseinstimmigen Glauben fanatisiren wollen, mit einem besondern Merksprüchlein gebietet. Es kommt nicht darauf an, meint er, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, wie sich Spanien ehemals rühmte; sondern, was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt. Wie mit dem großen Vaterlande, ist's mit der engeren Heimath. Wenn sie nur Duld und Verbitterung bedeutet hat, der wird sie nicht mit jener Färbigkeit umfassen, als ein Anderer, dem sie sonnigere Tage bereitet. — Alpha.

### Kleines Feuilleton.

Ag. Der Nikolai-Kirchhof, der durch den Abbruch der alten Häuser in der Spandauerstraße aus seiner beschaulichen Ruhe etwas herausgerückt wurde, ist die älteste Begräbnißstätte Berlins. Schon im frühen Mittelalter zog er sich um St. Nikolaus, die „Koopmannskirche zu dem alten Berlin“. In seinem Grunde haben bereits die Bewohner des „Dorfes Berlin“ die letzte Ruhestatt gefunden. Urfundlich wird der Friedhof zwar erst 1692 zum ersten Male erwähnt; die Geschichte aber weiß von mancher bewegten Szene, die sich auf seinem Boden abgespielt hat. Ueber seine Hügel ging der Hochzeitzug Dietrichs von Quisow, des gefürchtetsten Raubritters der Marken; über seine Gräber drangen die Häcker, die Kohlhaas aus dem Küsterhäuschen von St. Nikolaus in den Kerker schleppten. Unter seinen Wännen hielt Telgel seine Abblatzettel feil, predigte der „zweite Elias“, jener sonderbare Schwärmer, der im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts als wandernder Buzprediger durch die Marken zog. 1692 war der Friedhof den Berliner Bedürfnissen bereits zu eng geworden und Probst und Prediger von St. Nikolaus brachten den „bisherigen Schützenplatz“ vor dem Königschor (heutige Reibelsstraße) als passenden Platz in Vorschlag. 1707 wurde derselbe gewährt. Trotzdem fanden auf dem alten Kirchhof noch immer Beerdigungen statt, so wurde hier 1711 der erste mit einer „christlichen Bestattung“ begnadigte Schauspielers auf Betreiben des Magistrats „ehrlich begraben“. 50 Jahre schweigt die Geschichte des Friedhofes, dann entspinnt sich ein neuer Beweis, daß „Alles schon dagewesen“, ein Kampf — um's Gitter. Der alte Zaun ist bausällig geworden, theils gestohlen, theils durch die Schlächter, die ihre „Beile dareinhauen“ (um den Kirchhof zogen sich Schlächterfahnen), verunziert. Der Kirchhof selbst wurde gleichsam als Abladestelle benutzt und gleich eher einem Dünghaufen als einem Begräbnißplatz. Die Streitigkeiten um Errichtung des neuen Zaunes und würdige Instandhaltung des Platzes zogen sich in das Endlose, im November 1765 erst wurde die Angelegenheit erledigt. 1788, als die Passage in der Poststraße etwas erweitert werden und die an dieser Stelle befindlichen Schlächterfahnen auf den Kirchhof zurückgelegt werden sollten, ging es an einen Umzug der Todten. Ein Wächter hatte aufzupassen, daß die „Strazenjungen's“ keine Gebeine verschleppten. In den folgenden Jahren ging es auf der Stätte des Friedens recht unfriedlich zu. Zunächst labbten sich die Herren Prediger mit dem Kupferschmied Lusche in der Bollengasse, der sie durch das Geföse seiner Werkstätt stört. Nachdem diese Sache erledigt, streiten Küster und Todtengräber mit dem „Bierschänker Wolf“, welcher letzterer daran Anstoß nimmt, daß die Kirchenbeamten den alten Kirchhof zum Vestenformen und Wächtertröden benutzen. Erst 1823, als der Todtengräber dem dritten Begräbnißplatz der Nikolaigemeinde am Prenzlauer Thor bezog, hörten die Pöntereien auf. —

### Literarisches.

sd. Paul Gräß, Die Volksbewegungen im Alterthum, Mittelalter und der Neuzeit. Erzählungen fürs Volk. Heft 1: „Spartacus römischer Sklavenkrieg 70 vor Christi Geburt.“ Dresden 19. Verlag von Alfred Niedrich. — In einem „Werther Genosse!“ überschriebenen Zirkular wendet sich Herr Paul Gräß, Schriftsteller in Dresden, an die Redaktionen der

Parteiblätter und bittet sie um eine günstige Besprechung einer Reihe von „kulturgehichtlichen Darstellungen mit historischem Anhang“, die er herauszugeben denkt. Das erste Heft liegt unter dem oben angeführten Titel bereits vor. Bevor wir darauf näher eingehen, lassen wir Herrn Gräß selbst seine Absichten darstellen; er schreibt: „Aus diesem und den folgenden Heften werden Sie ersehen, daß jedes einzelne die betreffende Periode wahrheitsgetreu behandelt und dabei eine unterhaltende und durch den historischen Anhang belehrende Lektüre bietet. Das Werk soll in dieser Form die jeweilige Lage der niederen Volksschichten schildern und vor allem die Klassenkämpfe behandeln, beginnend in den ersten Perioden der Kulturstaaten bis zu der Neuzeit, nicht der Reihe nach, sondern abwechselnd in Abrissen aus Alterthum, Mittelalter und Neuzeit besetzen. Auch die Entstehung der verschiedenen Religionen, Ereignisse aus dem Gebiete der Erfindungen und Entdeckungen, kurz es soll eine Welt- und Sittengeschichte in Erzählungen werden, die dem Arbeiter einen billigen und aufklärenden Lesestoff bietet. Aus alledem werden Sie ersehen, daß ich mir Mühe gebe, scharf zu charakterisiren und historisch getreu den Stoff auszuarbeiten.“

Ein reichhaltiges Programm, große Versprechungen! Nach dem aber zu schließen, was das erste Heft tatsächlich bietet, scheint Herr Gräß in betrübender Weise seine Kräfte zu überschätzen: er hält nicht, was er verspricht. Wir können daher sein Unternehmen nicht empfehlen, sehen uns vielmehr genöthigt, von dem Erwerb der Hefte (deren 30 jährlich zum Preise von je 15 Pf. erscheinen sollen) abzurathen. Damit nicht wieder nach berühmten Mustern die Klage über ungerechte Unterdrückung ertöne, wollen wir dieses Urtheil ausführlicher begründen, als die Arbeit an sich verbiente.

Die Anstände der unfreien Arbeiter im römischen Staate und der Festerkrieg sind zweifellos wichtige und interessante Vorwürfe historischer Forschung und Darstellung. Dagegen sagt darüber z. B.: „Jedenfalls gebührt dem Emanzipationskämpfe des unglücklichsten aller Arbeiterproletariats, der so ganz neue Bahnen quer durch die überkommenen Anschauungen hindurch einschlug, dieselbe Aufmerksamkeit, wie sie das Bestreben der edlen Gracchen, den alten Klassenstaat in zeitgemäßer Weise umzubauen, immer gefunden hat. Charakteristischer ist doch mehr als alles Andere jene Zeit, in welcher jeder denkende Staatsmann klar empfand, daß die organischen Uebel, an welchen die Gesellschaft krankte, den Staat dem Untergange entgegenzuführen müßten, wenn nicht bald der Arzt käme, der mit Schneiden und Brennen den kranken Leib behandelte. Sie sind lehrreich, diese Perioden, welchen das Hütten'sche: „Es muß durchgebrochen werden“, auf der Stirne geschrieben stand.“

Von einer Charakterisirung jener Zeit findet sich aber in der Gräß'schen Schrift kaum eine leichte Spur, die novellistische Einleitung ist schlecht erfunden und bringt ganz unmögliche Szenen, der Stil ist salopp, unfertig, an vielen Stellen durch grobe Fehler verunziert (auf dem Umschlage: „Jeder Erzählung ist ein historischer Nachtrag einbezogen und insgesammt 24 Seiten stark“; Seite 6: „Seine Worte, die halb vom Fetz erstickt, an seinen Nachbar gerichtet waren, rangen sich nur widerwillig und mit sichtbarer Anstrengung von seinen Lippen“; Seite 2: „... zwar perlte ihm der Schweiß aus allen Poren ... und nur ein müßiges, heiseres Köcheln entrang sich der ausgetrockneten Kehle. Aber kein Laut kam über seine von Durst und Hitze braunrothen, verdorrten Lippen“). Die Datirung der Ereignisse ist ungenau oder falsch: Spartacus kämpfte 73-71, man darf also diese Ereignisse nicht ins Jahr 70 setzen. Die Schreibung der Eigennamen schwankt: Kaitilina, Crassus, Spartakus, Crigus, Lucillus, Jugurtha statt Jugurtha u. s. w.

Der Verfasser möchte wohl selbst fühlen, daß die von ihm gewählte Form ihren Zweck nicht erfüllt, denn er fügt der Novelle noch einen „historischen“ Anhang an: das ist in anderer Art die Wiederaufbereitung der lächerlichen Fußnoten aus den geschichtlichen Romanen à la Ebers.

Wir wiederholen immer und immer wieder: Für das Volk ist uns das Beste gerade gut genug. Wer das Bedürfnis hat, schriftstellerische Versuche anzustellen, mag das thun — nur darf er nicht mit durchaus unzulänglichen Produkten auf den Geldbeutel des Volks speluliren. —

### Theater.

Im Berliner Theater wurde am Freitag ein neues Schauspiel „Wich“ von Otto Fuchs-Talab aufgeführt. In Wiener Gesellschaft spielt das Stück; aber das Wienerische ist mehr äußerlich angeheftet als nothwendig. Mit ein paar abgeänderten naturalistischen Strichen kann das Stück in ein Berliner Ehebrauchs-drama verwandelt werden. Der Wiener Verfasser benutzt die vorhandenen Schablonen: das unbefriedigte, hysterische Weibchen lärmst und greint während dreier Akte, und wenn es sich ausgegrenzt hat, dann ist der Tumult zu Ende und das Weibchen setzt sich feil in eine Ofenecke. So marschirt der Autor theils in der Nachhut der Naturalisten, theils macht er im larmohanten Lärm; das giebt einen unerquicklichen Wischmasch. Die Frau mit der großen Sehnsucht hat diesmal bereits einen halbwichsigen Sohn, den jungen Kadetten Victor (Wich mit dem Kosenamen). Aber sie ist in dem gefährlichen Alter um die Mitte der dreißiger Jahre; und da ihr Gatte ein pedantischer Fünzigjähriger ist, so kann sie natürlich nicht anders und muß mit dem modernen, starken Künstler durchbrennen. Da erfährt sie, daß Wich um ihre Willen sich geschlagen und schwer verwundet sei. Die Mutterliebe siegt; das verliebte Weib bringt ein Opfer und verspricht, fortan bürgerlich brav zu

bleiben. — Solches Versprechen hört das Publikum immer sehr gerne und, wo es vergeben kann, wird es beifallslustig.

Die arme Frauendorfer! Immer die vertweinten Frauen spielen! Ihr und uns muß das auf die Nerven fallen. Aus dem betrogenen, alternden Gatten machte Wasserfmann eine interessante Studie. Wer diesen Schauspieler mit dem entsehrlich klanglosen Organ nur deutlicher verstünde. Ganze Sätze gehen verloren. —

**Kunsthandwerk.**

gk. Indische Emailmalerei. Die Hindus sind von Alters her berühmt durch ihre Emailkunst. Auch heute machen sie noch immer Fortschritte in dieser Technik, in Bezug auf Reichthum, Tiefe und Durchsichtigkeit der Töne werden sie von Niemand, auch von den besten Emailarbeitern in Limoges nicht, übertroffen. Wie Maurice Maïndron in der letzten „Gazette des Beaug-Arts“ ausführt, wird die Kunst des Emailmalens an vielen Orten Indiens geübt, in Benares, Lucknow, Lahore, Moultan, im Kaschmirgebiet, in Delhi und zahlreichen Städten des Pendschab; die geschicktesten Künstler aber wohnen in Djeypour und in Radjpoutana. Seit Jahrhunderten werden hier die Erfahrungen in dieser so komplizirten und zarten Kunst vom Vater auf den Sohn überliefert. Die besten Arbeiter gehören zu der mohamedanischen Sekte der sikhs (in Lahore und Pendschab), sie sind auch allein im Stande, die Rohstoffe zu bearbeiten. Sie haben zwar ihre Kunst in einigen Gegenden Mittel-Indiens verbreitet, das Geheimniß der Bearbeitung der Rohstoffe jedoch nicht preisgegeben, sodaß allenthalben die Emailleure das Rohemail in glasigen, undurchsichtigen Massen von den mohamedanischen Glasern in Lahore, den manikars, kommen lassen müssen. Die Schönheit der Ornamentmuster wie der Farben und eine vollkommene Technik zeichnet auch schon die ältesten bekannten Emailarbeiten in Indien aus. In diesen finden sich primitive Elemente der Ornamentik, geometrische Motive, Pyramiden, Palmen mit Vögeln, typische Blumen wie das assyrische Gänseblümchen wieder, die der Kunst der Ägypter und Perser entlehnt sind. Heute sind besonders zwei Techniken der Emailmalerei in Indien in Uebung, die sich in ihren Grundzügen nicht wesentlich von den unseren unterscheiden: der Grubenschmelz (email champlevé) und der Zellen schmelz (email cloisonné). Bei der letzteren Art werden auf der zu emailirenden Metallfläche kleine Abtheilungen durch dünne Metallstreifen gebildet, die als Zwischenwände genau auf den Konturen der vorher aufgetragenen Zeichnung laufen und aufgelötet werden. In diese Zellen wird das Email in teigigem Zustande eingetragen und dann das Stück gebrannt. Beim Grubenschmelz werden die Felder, die mit Email gefüllt werden sollen, in den Metallgrund eingegraben; da, wo die Konturen kommen sollen, läßt man Metallstege stehen. Je nachdem das Email auf Gold, Silber oder Kupfer gearbeitet wird, verlangt es eine verschiedene Herstellungsweise. Das bei den Arbeitern am wenigsten beliebte Metall ist das Silber; es macht beim Brennen große Schwierigkeiten, für die die schönen lachsfarbenen Töne, die das Email nur auf Silber annehmen kann, nicht genügenden Ersatz bieten. Auf Kupfer kann nur schwarz, weiß und rosa erzielt werden. Dasselbe Stück geht bei der Bearbeitung durch mehrere Hände. Die Arbeitstheilung ist streng durchgeführt, besonders bei den besten Emailleuren in Djeypour, die gleichfalls sikhs sind. Diese arbeiten überhaupt nicht für die Ausfuhr; sie kommen selbst auch nie mit dem Publikum in Berührung. Zu jedem Stück werden zunächst die Muster von einem Zeichner, dem chitara, entworfen, der auch die Sammlung der Dokumente, die Bücher mit den Vorlageblättern, bewahrt und zugleich die Kunden empfängt und ihnen die Muster vorlegt. Der Goldschmied, sunar, bereitet das Stück vor, poliert es, überträgt das Muster darauf und übergiebt es dem Graveur, ghara. Dieser gräbt mit Stahlspitzen und Grabstichen die Gruben aus, in die das Email hineinkommen soll, verziert den Grund mit verschlungenen Linien und poliert die stehenbleibenden Flächen des Metalls mit einem Agatpolierstein. Alle diese Arbeiten werden noch von Leuten ausgeführt, die nicht zu den sikhs gehören. Nun erst beginnt die Arbeit des Emailleurs, des minakar. Der Künstler legt die Emailmasse mit einem Meißel auf; er ordnet sie dabei nach ihrem Schmelzgrad und beginnt mit den Massen, die am schwersten schmelzen. Jede Emailmasse ist sorgfältig in einem Stahlmörser aufbewahrt, dann in einem kleinen Agatmörser mit einer Gummilösung vermengt worden. Wenn das in die Gruben des Metalls gebrachte Email seine Feuchtigkeits verloren hat und fest geworden ist, so beginnt der Brand. Ein Thonofen wird stark geheizt und eine Stahlplatte direkt auf die weißglühende Stohlengluth gelegt; auf diese werden dann die zu brennenden Stücke gestellt. Beim Brande muß der Künstler die größte Aufmerksamkeit aufwenden; die geringste Verzögerung, die kleinste Nachlässigkeit können Schäden zur Folge haben, die fast nie wieder gut zu machen sind. Je flüchtiger eine Farbe ist, desto kürzere Zeit darf sie nur im Feuer sein. Die indische Emailmalerei wird zu jeder Art von Dekoration verwandt, von Luxus-Taschengeldstücken und zu dem Schmucke, sogar für Waffentüde. Freilich ist sie gerade in der letzten Zeit durch das Eindringen schlechter Vorbilder aus Europa in ihrer günstigen Entwicklung bedroht. —

**Völkertunde.**

— Die Blattern in Polargegenden. Naturvölker suchen für alle Erscheinungen nicht Ursachen, sondern Urheber, und

es ist interessant, wie sie die Blattern, die ihnen die Russen gebracht, und die fürchtbar unter ihnen gewüthet haben, zu einem Geiste personifizirt haben. Um ihn nicht zu reizen, nennen sie die Krankheit „Mutterblattern“, oder einfach „sie“, und es ist verboten, auf sie zu schimpfen. Da der aus bevölkerten, wegbaren Gegenden herübergekommene Geist ohne weiteres in jenen unwirthlichen Gegenden sich schlecht zurechtfinden könne, verwandelte er sich in ein schönes, russisches Mädchen in rothem Kleide, das die Kinder nach dem Wege zu Ansiedelungen frage; oder in einen Raben, der von der Spitze eines Baumes aus Umschau halte, wo Rauch von Herden aufsteigt, oder der mit scharfen Ohren das leiseste Geräusch einer menschlichen Stimme zu erlauschen suche. Darum verbieten bei der Nachricht vom Auftreten der Blattern die Jakuten jeden starkes Geräusch verursachenden Gebrauch der Art und anderer Instrumente, sowie allzu lautes Sprechen. Die Verbindung zwischen einzelnen Ansiedelungen wird eingestellt, die Wege verwunden, das Land verfällt in Schweigen und Erstarrung. Bei der Blatternepidemie 1885 und 1886 wurden unter anderen Stämmen auch die Lundra-Tungusen verschont, und sie erklärten dem Reisenden Jochelson, dessen Schilderung in Heft 19 von Spemann's „Mutter Erde“ wir diese Angaben entnehmen, diese Erscheinung damit, daß zwei ihrer Leute einmal in der Tundra ein Mädchen in rother Kleidung vom Erstarrungstode gerettet hätten. Dieses habe sich ihnen als Geist der Blattern zu erkennen gegeben und dankbar versprochen, ihren Stamm zu verschonen, was sie denn auch gehalten habe. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

ss. Ein neuer Eiweißstoff in der Milch ist von A. Broblewski entdeckt und in der „Zeitschrift für Physiologische Chemie“ beschrieben worden. Bisher konnte man drei verschiedene Eiweißstoffe (Proteine) in der Milch, nämlich Albumin, Globulin und Casein (Käsestoff). Dazu kommt nun noch ein neuer vierter, der von seinem Entdecker mit dem Namen Opalisin belegt worden ist. Am reichlichsten findet er sich in der menschlichen Milch, ein ähnlicher, wenn nicht gleicher Stoff ist in geringer Menge in der Stutenmilch vorhanden, ein dritter, ebenfalls mindestens sehr naher Verwandter in sehr geringen Mengen in der Kuhmilch. Die Zusammensetzung des Opalisin ist folgende: 45,01 pCt. Kohlenstoff, 7,31 pCt. Wasserstoff, 15,07 pCt. Stickstoff, 27,11 pCt. Sauerstoff, 0,80 pCt. Phosphor und 4,70 pCt. Schwefel. Zur Auflösung von 1 Gramm des Stoffes sind etwas über 121 Kubikzentimeter einer SodaaLösung nothwendig, die 1 Theil Soda auf 100 Theile Wasser enthält. Entdeckt wurde das Opalisin dadurch, daß der menschlichen Milch, nachdem das Casein durch Salzsäure ausgeschieden war, Kochsalz hinzugesetzt wurde. —

**Humoristisches.**

— Fürchtbare Rache. Vader (der beim Raufen tüchtig geprügel wurde): „Wart's nur, Ihr Himmel — kommt's mir nur zum Kasiren!“ —

— Aus einem Briefe. „... Und ladet nur alle lieben Bekannten recht freundlich ein, uns zu besuchen — ausgenommen die dummen Stadtraths — die wären im Stande und lämen!“ —

— Selbstlos. Meteorologe (der von einem Hagelwetter fürchtbar zugerichtet wird): „So ist's recht — stimmt — den Hagel hab' ich prophezeit!“ —

(„Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

— In London ist Frau Ida Freiligrath in ihrem 82. Lebensjahre gestorben. Die jetzt Verstorbene hat ihren Gatten, den 1876 verstorbenen Dichter Ferdinand Freiligrath, um fast 23 Jahre überlebt. Sie war ebenfalls literarisch thätig und zeichnete sich als Uebersetzerin englischer Dichtungen aus. —

— Die Lustspiele des Aristophanes, die „Vögel“ und der „Weiberstaat“, sind in das Repertoire des Neuen Theaters aufgenommen, werden aber erst nach dem 19. Februar zur Aufführung gelangen. —

— Das „Thalia-Theater“ wird nach Ablauf der Direktionszeit Hasemann's an Paul Hirschberger verpachtet. Direktor Dr. Rauch vom Residenz-Theater in Wiesbaden wird der artistische Leiter sein. Das Theater wird einem Umbau unterzogen und soll neue Garveroben, Foher zc. erhalten. —

— Adolf Menzel hat für eine Ansichtsarten-Gesellschaft eine illustrierte Postkarte entworfen. Das Motiv gab eine Szene aus einem Berliner Nacht-Kaffeehaus. —

— In Düsseldorf wird im Jahre 1902 eine allgemeine nationale Kunstausstellung stattfinden, die sich der rheinisch-westfälischen Industrie-Ausstellung angliedern soll. —

— Ein kulturhistorischer Festzug soll im Mai d. J. in St. Gallen zum ersten Male veranstaltet werden. Hauptzüge aus Schaffels „Ellehard“ werden dabei als historische Bilder vorgeführt werden; im Ganzen sollen 22 Gruppen von mehr als 1500 Personen dargestellt werden. —

— Eine internationale Zeitschrift für Ausforschung wird binnen Kurzem ins Leben treten. Ihre Begründung ist von Forschern vereinbart worden, die auf der internationalen Lepra-Konferenz zu Berlin zugegen waren. —